

«Es wird dann immer anders»

FÖRDERPREIS Am Dienstag hat Stefanie Kägi den mit 10 000 Franken dotierten Förderpreis der Stadt erhalten. In der Dezemberausstellung ist die 30-jährige Künstlerin prominent vertreten.

Zwei Wandmalereien hat Stefanie Kägi schon gemacht, aber noch nie eine so grosse wie «L'absence (cahier noir)», die jetzt im Kunstmuseum zu sehen ist. Als Vorlage diente ihr ein Interieur von Henri Matisse: «Nice, Cahier noir» von 1918, ein Werk der Sammlung Hahnloser, gefunden im Internet. Die warmen Farben von «L'absence» tauchen die Wand in ein südliches Licht, die Abstraktion nimmt auf das Spätwerk des Malers Bezug und erinnert an dessen Scherenschnitte. Es ist ein befristeter Sommer: Nach der Ausstellung verschwindet das Wandbild.



lerischen Prozess ist ihr wichtig. Dennoch könne sie nicht «auf Knopfdruck» kreativ sein; um sich zu inspirieren, gehe sie spazieren oder ins Museum.

Zufall und Kontrolle

Im Werk von Stefanie Kägi bestimmt vor allem der Prozess das Resultat, weniger die bildliche Vorstellung. Eine Vorstellung davon hat sie zu Beginn zwar auch, «aber es wird dann immer anders». Dieser Wechsel von Zufall und Kontrolle interessiert sie.

Am Anfang steht oft eine Stickerie. Sie wird eingescannt, wobei der Scanner Fehler macht und Streifen produziert. Seit sie das entdeckt hat, setzt sie den Fehler mit Absicht ein. Das digitale Bild wird ausgedruckt und wieder bestickt; so entstehen Ebenen, die sich überlappen, und ein Effekt, der im Betrachter gegensätzliche Vorstellungen wachruft; geometrische Formen und organische Strukturen spielen ineinander. Wann ist ein Werk fertig? Wenn das Gefühl stimmt, sagt Kägi. Be-

Entstanden ist die Skizze nicht auf dem Papier, sondern auf dem Computer, mittels Touchpad und Photoshop. Es sieht aus wie in einem Zug hingeworfen; tatsächlich gab es jedoch viele Versionen davon. Durch eine Negativfolie wurde die Zeichnung schliesslich auf die Wand übertragen, ein Verfahren, das an Schnittmuster denken lässt. Kägi sagt, sie habe Matisse erst kürzlich richtig entdeckt. Jetzt sei er einer ihrer Lieblingskünstler: Sie interessiert sich für seine «Texturen», die verschiedenen, sich überlagernden Ebenen.

Das Zusammenspiel von digitaler Technik und Handwerk, die Transformation vom einen ins andere ist ein zentrales Element im Werk der 1987 geborenen Künstlerin. Das virtuelle Objekt wird handgreiflich gemacht. Oder «gekerbt», wie Kägi sagt. Ein paar Minuten dauert das Skizzieren auf dem Touchpad, eine Woche die Übertragung per Folie auf die Wand. Dabei helfen hat ihr Freund, wie schon bei den beiden anderen Wandarbeiten, die Kägi gemacht hat. Der handwerkliche Aspekt am künst-

«Ich kann nicht auf Knopfdruck kreativ sein.»

Stefanie Kägi, Künstlerin



«L'absence (cahier noir)», Wandbild von Stefanie Kägi in der Dezemberausstellung im Kunstmuseum Winterthur.

Johanna Bossart

einflusst haben sie unter anderem Sophie Taeuber-Arp und die Künstler des Bauhauses.

Das Interesse für die Herstellung hat wohl auch mit der Herkunft der Künstlerin zu tun: Kägi wuchs auf dem Land auf, in Langenhard bei Rikon, und lernte zunächst Dekorationsgestalterin. Es sei eine gute Ausbildung gewesen, findet Kägi, sie habe dabei viel über Materialien gelernt.

Aber eine Anstellung in einem fixen Rahmen war nicht in ihrem Sinn, widersprach ihrem Bedürfnis nach Freiheit. So begann sie Malerei zu studieren. Ihre ältere Schwester Maureen tat dies bereits in Wien – also ging Stefanie Kägi nach Berlin, wo sie bis heute lebt. Der Austausch mit ihrer Schwester ist ihr sehr wichtig: «Ich bin froh, dass Maureen auch Kunst macht.» Das Interesse daran wurde den beiden nicht in die Wiege gelegt, mit den Eltern ging

man eher in das Naturmuseum. Die Ausbildung an der Kunsthochschule Berlin-Weissensee, einer ehemaligen Institution der DDR, schloss sie 2014 als Meisterschülerin bei Friederike Feldmann ab. Jetzt ist sie freischaffende Künstlerin und arbeitet in einem Atelier, das ihr der Berufsverband Bildender Künstlerinnen und Künstler Berlin (BBK) zur Verfügung stellt.

Lernen von Etablierten

Im Nebenjob arbeitet Stephanie Kägi als Assistentin für die österreichische Malerin Johanna Kandl, die in Wien und Berlin lebt, und den deutschen Maler Gregor Hildebrandt; die Pensen sind ganz unregelmässig, je nachdem, ob gerade eine Ausstellung ansteht. «Beide Jobs geben mir Einblick in andere künstlerische Denk- und Arbeitspraktiken, manchmal bringen sie mir auch

«Meine Nebenjobs bringen mir nützliche Kontakte.»

Stefanie Kägi, Künstlerin

nützliche Kontakte.» Kandl könne man als ihre Mentorin bezeichnen. Mit ihr arbeitet sie sehr eng zusammen, vom Buchen der Flüge über die Herstellung von Werkdokumentationen bis zur Umsetzung von Projekten im öffentlichen Raum. «Sie hat vor dem Malereistudium Restauratorin gelernt, deshalb weiss sie viel über Materialien und Farben und gibt das Wissen auch weiter.» Bei Hildebrandt handle es sich eher um «Akkordarbeit»: «Er verkauft gut, da muss auch viel produziert werden.»

Den Wunsch, kreativ zu sein, habe sie von klein auf gehabt, sagt Kägi. Eine gewisse Naivität müsse man haben, um ein Kunststudium zu beginnen. Später komme dann der Markt ins Spiel: Was man alles tun muss, um von der Kunst leben zu können, daran denkt man am Anfang nicht.

Helmut Dworschak

Klangreise im Fernen Osten

MUSIKKOLLEGIUM Gastauftritte in den Nachbarländern gehören für das Winterthurer Orchester zu den normalen Verpflichtungen. Letzte Woche aber ging die Reise nach Südkorea und Japan – eine besondere Herausforderung.

Dreizehn Stunden dauerte die Flugreise nach Südkorea. Weiter ging es fünf Stunden mit dem Car zur Grossstadt Daegu. Am Dienstagmittag kam es in der Probe im Konzertsaal zum ersten Zusammentreffen mit dem Solisten des Konzerts, dem Klarinettenisten Andreas Ottensamer. Am Abend das erste Konzert. Am Tag danach das zweite in Tokio, am Donnerstag das dritte in Osaka.

Der Shinkansen, der Hochgeschwindigkeitszug, der die 500 Kilometer von Tokio nach Osaka in 2 Stunden 20 Minuten zurücklegt, könnte als Symbol für das Reiseprogramm gelten, das bereits am Freitag mit dem Rückflug zu Ende ging.

Für Erholung oder gar Sightseeing blieb da kaum Zeit, und zusammenfassend ist nach diesen Tagen festzustellen: Eine Konzerttournee wie diese ist eine Geschäftsreise. Alles war fokussiert auf die wenigen Stunden, auf die es ankam, auf die drei Auftritte in

den grossen und grossartigen Sälen, vor einem aufmerksamen Publikum, das internationale Begegnungen gewohnt ist und das man gewinnen musste.

Die Sorge um die Bestform für das Konzert war ein dominierendes Thema im Gespräch mit den Musikern, wenn man sie auf die strapaziöse Reise ansprach. Manche bedauerten auch, dass keine Zeit zur Verfügung stand, um sich am Ort mehr umzusehen.

Positives Fazit

Über Sinn und Zweck solcher Reisen und darüber, wie es zu diesem gedrängten Gastspiel im Fernen Osten kam, sprachen wir mit

Samuel Roth, dem Direktor des Musikkollegiums, der das Orchester begleitete. Er räumte ein, die Planung sei nicht restlos aufgegangen, weil sich ein chinesischer Veranstalter spät zurückgezogen habe. Was die konkreten Termine betrifft – drei Konzerte an drei Tagen hintereinander –, habe man auf die Wünsche der Veranstalter Rücksicht nehmen müssen. Trotzdem ist sein Fazit positiv. Die finanzielle Bilanz fällt dank der Unterstützung des Projekts durch Pro Helvetia, den Lotteriefonds und dank der Übernahme der Spesen durch die Veranstalter vor Ort in der Betriebsrechnung positiv aus.



Freude herrscht: Das Musikkollegium im Daegu Concert House.

hb

Auf der künstlerischen Seite sieht sich Roth in der Einschätzung des Orchesters bestätigt, und man kann ihm, was Professionalität, spieltechnisches Niveau und musikalische Energie, die es scheinbar unerschöpflich mobilisieren kann, ja auch nur beipflichten. Und umgekehrt sieht Roth solche Gastspiele als Gelegenheit, an ebendiesen Qualitäten zu arbeiten.

Offene Fragen

Roth denkt weiter auch an die soziale Dynamik und hofft, dass die spezielle Herausforderung und das gemeinsame Unterwegssein auf der Tournee den Teamgeist stärken und das Orchester zusammenschweissen. Dies alles steigere, meint Roth, die musikalische Qualität des Orchesters, was auch dem Publikum zu Hause zugutekomme. Eher enttäuscht dürfte man in Winterthur von der Botschafterfunktion des aufwendigen Asien-Gastspiels sein. Er habe vergeblich versucht, die Standortförderung ins Boot zu holen, erklärt Roth. Es zeige sich auch, dass das Musikkollegium für Japan eben nicht das Zürcher Opernhaus sei oder die Berliner Philharmoniker – Marken, die alles von selbst in Bewegung setzen. Die Schweizer Botschaft in Japan habe auf sein Mail

nicht einmal geantwortet. Wie viel der Glanz des Augenblicks auf längere Sicht zum Renommee des Orchesters beiträgt, ist schwer abzuschätzen.

Zu berücksichtigen ist aber auch, dass das Winterthurer Orchester eigentlich «nur» als Begleitung des in Japan und Korea bekannten und zumal von einem jüngeren Publikum umschwärmten Klarinettenisten Andreas Ottensamer unterwegs war. Dieser hatte das Projekt initiiert und mit seiner Agentur in die Wege geleitet. Zumindest was die Werbung betraf, musste sich das Orchester mit dem undankbaren zweiten Rang begnügen.

Eröffnung und Abschluss hatte das Orchester aber für sich. Die drei Klarinettenwerke von Johann Stamitz, Franz Danzi und Carl Maria von Weber dazwischen waren gut gewählt. Ottensamer beherrschte die Mitte des Podiums, schmeichelte sich beim Publikum mit ausdrucksvoller Klanggebung im Leisen ein und blendete es mit unerhörter Geläufigkeit. Aber eine Ein-Mann-Show bot er nicht. Das Musikkollegium, das er in der Saison 2015/16 als Artist in Resonance näher kennen und schätzen gelernt hatte, war sein Wunschpartner, und so behandelte er es auch. Das war am Dienstag zu beobach-

ten, als man sich zur einzigen Probe fürs Konzert traf und auf Augenhöhe gemeinsam am Detail feilte – mit vollem Erfolg, wie die sprühende Lebendigkeit der Aufführungen am Abend zeigte.

Vom Dacapo träumen

Effektvoller, mitreissender als mit Beethovens Feueregeist der «Coriolan»-Ouvertüre und der 7. Sinfonie kann ein Konzert nicht beginnen und nicht schliessen. Das gilt erst recht, wenn das Orchester mit seinem Konzertmeister und Dirigenten Roberto González Monjas spielt. Er steuerte die fein abgestimmte innere Kommunikation in allen Nuancen ebenso hellhörig wie die dynamische Spannung und Tempodramaturgie im Grossen.

Die Mischung aus Spontaneität und subtiler Kontrolle, die das Musikkollegium vermittelte, und die exquisite klangliche Präsenz auch in solistischen Passagen waren offensichtlich ein besonderes Erlebnis für das asiatische Klassikpublikum. Gerade das japanische gilt als eher reserviert. In Erinnerung bleiben Begeisterung, stürmischer Applaus, die lange Schlange der Gratulanten und Autogrammträger am Künstlerausgang. Mancher und manche im Orchester träumen auch schon vom Dacapo. Herbert Büttiker